

27. Januar 2015, Deutschland

Irgendwann muss auch mal Schluss sein!“, ruft der ältere Herr, so laut, dass es der ganze Speisewagen hört. Ein Winter auf Helgoland sei genug, jetzt könne er das Wort nicht mehr hören. Also bitte, keinen Grünkohl. Er nimmt Nürnberger Rostbratwürste.

• • Vor siebzig Jahren war Auschwitz der schrecklichste Ort der Erde, eine von Deutschen betriebene Vernichtungsfabrik im Südosten Polens. Und was ist Auschwitz heute? Guten Gewissens scheinen nur Verneinungen möglich. Ein Symbol für etwas, das sich nie wieder ereignen und niemals vergessen werden darf. Und, ganz wichtig, kein Hashtag. Als das kürzlich ein Blogger schrieb, meinte er die Zeile „#Auschwitz ist für mich: _____“, mit der die ARD für ihre Themennacht vom 26. auf den 27. Januar geworben hatte. Was ist dein Lieblingsessen? Was findest du an deinen Eltern doof? Was ist Auschwitz für dich? Eine Freundebuchfrage. Eine irrsinnige Form. Und doch präzise, schließlich kündigt sie Irrsinn an. Gleich die ersten beiden Filme handelten von jungen Menschen, die in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau Gefühle haben. Für einige von ihnen, so der Programmhinweis, sei der Besuch eine biographische Zäsur gewesen. Auschwitz wird dein Leben verändern – vor siebzig Jahren hätte diese Aussage noch einen starken Konditionalsatz erfordert: wenn du nicht ermordet wirst. Heute meint sie ein psychohygienisches Angebot: wenn du es zulässt.

Vielleicht bin ich professionell deformiert. Vielleicht habe ich mich in meinem Berufsleben zu lange mit mordenen Nazis und ermordeten Juden beschäftigt. Jedenfalls war das stärkste Gefühl, das die Filme in mir auslösten, nicht die Wut auf die Täter und nicht das Mitgefühl mit den Opfern, sondern Wut auf die Filmemacher. Und Mitgefühl mit den Menschen, die sie zeigten.

Ständig müssen sie vor der Kamera sagen, was dieser Ort mit ihnen macht. Was fühlt und denkt ein junger Mensch, wenn man ihn mit der Faktizität des Grauens alleinlässt? Wenn man ihn vor haushohe Berge von Schuhen, Brillen und Koffern hinter Panzerglas stellt? Wenn man ihm einen weißen Schutzanzug und einen Mundschutz anzieht und den Auftrag erteilt, leere Zyklon-B-Fässer mit Rostschutzmittel einzureiben? Wenn man dem Grauen seine Geschichte nimmt? Er denkt und fühlt voll viel. Aber nichts Bestimmtes, nichts Neues. Und der Zuschauer bekommt, was er auch nach einem Länderspiel bekommt: Phrasen und Emotionen. Was Menschen Menschen antun können. Heftig. Krass. Die leicht Berührbare lauscht dem Konzert aus Frühlingsregen, Amselgesang und Hativka, bis endlich die ersehnten Tränen fließen. Der Freundlich-Robuste nimmt sich vor, zukünftig mit seinen Widersachern etwas freundlicher und weniger robust umzugehen, man sehe ja, wozu das sonst führen könne. Und der Pessimist sieht schwarz: Irgendwann käme dann wieder so ein Arschloch, und dann passiere das Gleiche noch mal. Als spräche er von einem Ufo, das sich aus den dunkelsten Antimateriezonen des Universums auf den Weg zu uns gemacht hat und jederzeit wiederkommen könnte. Als hätte es die Gesellschaft und die Kultur der Täter nicht gegeben. Als hätte Auschwitz nicht am Ende einer langen Eskalationsspirale gestanden.

Alles, was sie vom Nationalsozialismus wissen, sind zwei Namen. Hitler und

#Auschwitz ist für mich:

Ihr sollt euch nicht empören, ihr sollt wissen, was passiert ist: Wie ich einmal mit der Bahn durch Deutschland fuhr, in Güstrow eine Lesung zum Gedenken an die Befreiung von Auschwitz hielt und mich gegen den Auftritt eines Rechtsradikalen wappnete. *Von Per Leo*

Auschwitz. Sie begreifen die Psychologie des Vorurteils nicht. Sie haben keine Ahnung von der Prozesshaftigkeit historischen Geschehens. Darum sind sie auch nicht in der Lage, Schlüsse von der Vergangenheit auf die Gegenwart zu ziehen. Sie wissen gar nicht, was das ist: ein historisch fundiertes Urteil. Sie wissen es nicht, weil in dieser Gedenkkultur alles, was Mühe macht, ausgeschlossen ist zugunsten einer hypertrophen Pflege des parasitären Schmerzes. Aber sie können nichts dafür. Vielleicht können nicht mal die Lehrer und die Filmemacher was dafür. Auch sie sind ja nur Produkte dieser Kultur. Aber sie haben sich gut eingerichtet in ihr.

Gerade habe sie mit zwei Teilnehmern ein wahnsinnig intensives Erlebnis gehabt, erzählt die Regisseurin dem Gruppenleiter, einem routinierten Auschwitzbesucher. Sie meint den Aufenthalt in der Gaskammer. O Gott, jetzt müsste sie weinen. Aber das macht doch nichts, sagt der Gruppenleiter, darum sind wir doch hier. Solche Prozesse seien häufig schmerzhaft. „Aber wahrscheinlich kommen wir nur durch schmerzhaft Prozesse weiter.“ Während er das sagt, verlässt ihn sein mildes Lächeln nie. Er wirkt erschöpft und sehr glücklich.

• • Ich gehe in die 1. Klasse, um die Tageszeiten zu entenden. Das Feuilleton der F.A.Z. macht heute mit einem Text von Claude Lanzmann auf, einer Rede über seinen Film „Shoah“. Lanzmann schreibt wie französische Intellektuelle es gerne tun, abstrakt, dunkel, sentenziös, unbekümmert um logische Konsistenz. „Zentral ist hier die Frage des Bildes. Man kann nicht sehen, aber was man nicht sehen kann, muss man zeigen. ‚Shoah‘ liefert Bilder und Worte, gibt zu wissen und zu sehen. Wenn es in ‚Shoah‘ Emotionen gibt, dann allenfalls zusätzlich, ich wende mich an den Verstand.“ Und eine Spalte weiter: „Nicht zu verstehen war für mich in all den Jahren der Vorarbeiten und Realisierung des Films das eherne Gesetz.“ Zum Glück muss man sich gar keinen Reim darauf machen. Lanzmann ist ja kein Schriftsteller, sondern ein Künstler, über dessen Hauptwerk sich dasselbe sagen ließe, was er über die mit dessen Titel bezeichnete Sache gesagt hat: Es übersteigt alle Gründe, die man dafür angeben könnte, unendlich weit. Er hat etwas Gewaltiges getan, als er die Zeugen des Grauens vor die Kamera zwang, im vollen Wortsinn, denn sie wollten es nicht.

In der berühmtesten Szene des Films hat Lanzmann den Friseur Abraham

Bomba nicht erzählen lassen, wie er den Todgeweihten an der Schwelle zur Gaskammer die Haare abschneiden musste: Er hat ihn in da hingestellt, wo das Haarschneiden hingehört, wo es sinnvoll ist, in einen Friseursalon. Lanzmann bittet den Friseur um eine Kleinigkeit, er soll nur die Bewegung zeigen, mit der er in Auschwitz die Haare abgeschnitten hat. Aber das kann er nicht. Sein Körper versagt es ihm, er bittet Lanzmann, aufhören zu dürfen. Doch der Regisseur gewährt ihm diese Gnade nicht. Er nötigt ihn, immer wieder, bis der Friseur endlich, wie in einem Anfall, die eine schnelle, ruckartige, raubtierhafte Schneidebewegung macht, in der sich das namenlose Gegenteil der Vorsicht zeigt, mit der man in seinem Beruf normalerweise das scharfe Werkzeug an den fremden Kopf legt, und dabei in wütendes Heulen ausbricht.

Auch die „Süddeutsche“ beschäftigt sich mit den Toten der Vergangenheit. Im dänischen Odense sei bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein etwa jeder zehnte Mann Opfer gewalttätiger Angriffe geworden. Im Vergleich zu vergangenen Epochen, so das Fazit, sei die Gegenwart eine Zeit beispielloser Friedfertigkeit.

• • Hinter Hamburg ist es schöner als vor Hamburg. Egal, ob man nach Norden fährt oder nach Osten, die See bläst den Himmel auf. Die Züge werden aber meist kleiner, oft sogar zwei Nummern, genau wie die bereitgestellten Informationsmedien. Thema auf dem Bildschirm des RE 1 nach Rostock heute unter anderem: der 27. Januar als historisches Datum. „27. 1. 1999. Im britischen Fernsehen läuft erstmals ein Werbespot für Katzen. Gezeigt werden Kratzbäume, Dosenfutter und Spielzeuge. Statt eines Sprechers sind Miauen und Instrumente zu hören.“

Mit jedem Kilometer wird Deutschland nun schöner. Ich versuche mir Herrn Matischent vorzustellen. Herr Wesolowski, der Leiter der Uwe-Johnson-Bibliothek in Güstrow, rief mich gestern an, um mir mitzuteilen, dass der Stadtverordnete der NPD sein Kommen angekündigt hat. Und vom Marktplatz aus solle ein Protestmarsch starten, das erste Mal seit Jahren. Ich stelle mir Herrn Matischent dick und rotgesichtig vor. Wie reagiere ich, wenn er mich mit der Auschwitzzüge konfrontiert? Die meisten erwartbaren Fragen zum „Dritten Reich“ könnte ich wohl halbwegs zuverlässig beantworten. Aber was sagt man, wenn einer fragt, warum bitte schön sich in den Wänden der Gaskammern keine Spuren von Giftgas fänden? Es gibt Fra-

gen, für die muss man geschult sein. Mir wird klar, dass ich auf Herrn Matischent von der NPD nicht vorbereitet bin.

Quellwolken bis zum Horizont, weite Seen, Naziaufmarsch. Als zöge dieser Landstrich all seine Kulissen auf.

In Schwerin steigt ein junger Mann zu. Drahtiger Körper, angenehmes Gesicht, jugendlich und ernst. Offenbar macht ihm die Kälte nichts aus, er trägt nur Jeans und T-Shirt. Seine tatowierten Arme liegen zur Besichtigung frei. Ein Wappenschild mit Rittersymbolik. Irgendwas mit Deutschlandfahne. Hansa Rostock. Und eine lange Reihe aus einander verschachtelten Buchstabenwürfeln: *Nordisch by nature*. Natürlich, wir haben dasselbe Ziel, erst am Abend werden sich unsere Wege trennen. Ich werde in der Bibliothek zum Gedenken an die Befreiung von Auschwitz aus meinem Buch vorlesen, er wird auf dem Marktplatz gegen das Insistieren auf der „deutschen Schande“ protestieren. Ich würde mich gerne mit ihm unterhalten, sein Gesicht sieht so einladend aus. Aber wir haben uns beide hinter unseren Ohrstöpseln versteckt. Dann verschwindet er auf der Toilette. Auffällig lange. Was macht er da? Alles ist bedeutsam, seit ich weiß, dass er ein Nazi ist. Als er dann in Bützow doch nicht mit mir aussteigt, bin ich fast enttäuscht.

Im Zug nach Güstrow gebe ich bei Google „Nordisch by nature“ ein. Ach so, ein Lied von Fettes Brot. Kluger Hiphop, Hamburg, eher St. Pauli als Bergedorf. Also doch nur zäher Stuhlgang.

• • Als ich vom Hotel zur Bibliothek aufbreche, ist es schon dunkel. Aus der Ferne ist ein Dröhnen zu hören, das wie ein dumpfer Orgelton klingt. Aber es kommt nicht aus der Kirche, sondern vom Marktplatz. Und dann sehe ich sie. Ein Kreis aus vielleicht 20 Leuten. Wie lange, dünne Erektionen stehen die Fackeln von ihren Körpern ab, einige halten selbstgebastelte Schilder. Auf einem steht in mädchenhafter Hubba-Bubba-Schrift: „Unser Großväter waren Helden und keine Verbrecher“. Das Dröhnen soll Musik sein. Doch das nächste Stück klingt tatsächlich wie ein Lied. Getragener Balladenstil, vierhebige Jamben, suggestives Stahlsaitenzupfe, nachdenkliches Klavierglockimperl: „Was hat das deutsche Volk erlitten / durch Vertreibung, Mord und Raub / wird verschwiegen und bestritten / dafür stellt die Welt sich taub! / Dass man es zum Krieg getrieben / nur aus Habgier, Hass und Neid / ist nicht unbemerkt geblieben. / Doch die Wahrheit fordert

Zeit, sie fordert Zeit.“ Keiner singt mit, keiner sagt was, sie stehen einfach nur da und starren in die Nacht.

Man nennt solche Szenen ja gerne gespenstisch. Aber eigentlich ist es ein absurder Theaterauftritt. Polizisten und Passanten bestaunen das Treiben, als würden sie Zeugen eines aus dem Ruder gelaufenen Willens zur Kunst. Schillers „Räuber“, gespielt von Stummen und Gelähmten. „Sie kommen doch auch zur Lesung?“, fragt ein freundlicher Polizist eine Passantin. Die Frau nickt vehement. Ich verstehe. Wer mir heute zuhört, will mir gar nicht zuhören. Er will ein Zeichen setzen. Wie in Dresden, nur in klein. Das Häuflein auf dem Marktplatz wäre dann Pegida. Und ich? Mist, ich wäre Herbert Grönemeyer.

• • Herr Wesolowski ist aufgeregt, so was hat er noch nicht erlebt. Nein, Herr Matischent sei noch nicht da, aber in der Nacht seien Eier gegen die Bibliotheksfasade geworfen worden, und in ihren Briefkästen hätten die Bürger heute ein antisemitisches Flugblatt gefunden. Schon um halb sieben ist klar, dass die Stühle im Saal nicht reichen werden. Keiner der Gäste kennt mich, kaum einer ist wegen meines Buchs hier, aber viele begrüßen mich, als würde ihnen meine bloße Anwesenheit irgendetwas beweisen. Aus den Gesprächsfetzen, die ich aufschnappe, spricht Einmütigkeit. Und Erregung. Andererseits, es ist eine Kleinstadt, da ist man gerne einmütig und erregt. Aber an Tagen wie diesen, wenn was passiert, kommt die Kleinstadt zu sich selbst.

„Haste gehört? Matischent.“

„Klar. Warste am Markt?“

Der freundliche Polizist ist vom Markt herübergekommen. Er bittet Herrn Wesolowski und mich zur Lagebesprechung. Keine Sorge, sie seien heute mit zwei Wagen hier. Und wir hätten Hausrecht. Herr Matischent werde sich so verhalten wie immer. Das Wort ergreifen und versuchen, die Veranstaltung an sich zu ziehen. Es liege an uns, wie wir damit umgingen. Ein Zeichen, und sie würden ihn rausschmeißen. Wir verständigen uns darauf, ihn verbal fertigzumachen. Gelingen das nicht, würden wir das Gewaltmonopol anzupfen. Der freundliche Polizist nickt und schüttelt uns die Hand. Weil er sehr groß ist, fühlt es sich an wie ein Schulterklopfen.



Foto Andreas Pein

Der Autor Per Leo

Per Leo, geboren 1972 in Erlangen, studierte in Freiburg Philosophie und Geschichte. Für seine Dissertation über Ludwig Klages und die Tradition des charakterologischen Denkens erhielt er den Humboldtpreis – Sonderpreis „Judentum und Antisemitismus“. Im Frühjahr 2014 erschien sein Debütroman „Flut und Boden“, in dem er die NS-Vergangenheit seines Großvaters Friedrich Leo verarbeitet, eines SS-Sturmabführers im Rasse- und Siedlungshauptamt. F.A.Z.

Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Kurt Drawert

Matrix America

(. .) *X (Brighton Beach) für Horst Samson*

Immerhin verstehe ich ein wenig vom russischen Wesen, und auch kyrillische Schrift kann ich lesen. Aber was ich nicht verstehe, warum ich die Vergangenheit in der Gegenwart als Zukunft sehe.

War das nicht alles einmal schon, in ferner Zeit, geschehen? Und ein Hohn der Geschichte? Die gerissenen Wände, die kalten Hände der alten Frau am Straßenrand?

Was war das für ein Land, dem wir entkamen und das uns dennoch überlebt, weil alles weiterstrebt

und nur die Form sich ändert? Ich gebe auf und werde es nicht wissen.

Allein die Toten werden uns vermissen.

Kurt Drawert

So lese ich jetzt, was ich nicht wusste, als ich es schrieb

Der Gedichtzyklus „Matrix America“, den ich im Herbst 2010 in New York schrieb, traf mich wie eine Antwort, auf die ich nicht vorbereitet war. Das ist insofern nicht ungewöhnlich, da Gedichte keine Absicht verfolgen, sondern Ereignisse sind und hereinbrechen in die Ordnung der Sprache wie der Fuchs in einen Hühnerstall. „X – (Brighton Beach)“ nun beendet diesen Zyklus, und erklären sollte ich vielleicht nur noch, dass Brighton Beach eine russische Enklave im Süden von Brooklyn ist und eine Subwaystation vor Coney Island liegt (meinem Lieblingsort in New York).

So weit der einfache Teil. Nun beginnt der im Grunde recht paradoxe Versuch, das Geschriebene auch selber zu lesen und das Unverständliche daran – seinen poetischen Überschuss – auf einen Sinn hin zu deuten. Kurz: Zum Verfasser des Textes, der schon einmal doppelt erscheint, nämlich als reflektierendes Subjekt im zeitlichen Jetzt der Entstehung und als ein historisches, das diesem Entstehungsmoment vorgängig ist, kommt eine weitere Spiegelung hinzu: die des Interpreten des Interpretierten. Der Autor wird zum Rezipienten und ergänzt jene Leerstellen im Text, die auf signifikante Weise hervorzuheben ja nun gerade seine literarische Potenz war. Ebenso könnte man sagen: Er spielt Schach mit sich selbst. Denn das Erscheinen des Unbewussten im Bewusstsein des Textes ist eine Funktion des anderen (Lesers) und nicht mehr des anderen Ich. An dieser so bezeichneten Stelle müsste ich nun konsequent sein und enden mit der Bemerkung: alles, was ich weiß,

steht in den Versen, so wie auch ein Maler von seinem Bild sagen könnte: alles, was ist, ist auch sichtbar. Das stimmt, und es stimmt nicht. Denn es unterschlägt, dass das Sichtbare seine Sichtbarkeit nicht nur im Wissen, sondern auch im Entdecken begründet und dass das lernbegabte Ich eine Entwicklung durchläuft, die mit Ereignis, Entwurf und Erkenntnis einhergeht und keinen psychophysischen Zustand beschreibt, der unabänderlich ist. Wäre es anders, gäbe es keine Wirkungsgeschichte der Literatur und bliebe das Blinde stets blind. Und so lese ich jetzt, was ich nicht wusste, als ich es schrieb. Ich bin der festen Überzeugung, dass Texte, und poetische zumal, Menschen verändern, weil sie erfassen und gestalten in gleicher Weise, reflexiv und antizipatorisch in einem sind.

Genau das nun ist auch die Kernaussage in diesem Gedicht, sein innerster Motor, der es vorantreibt: „Aber was ich nicht verstehe, / warum ich die Vergangenheit / in der Gegenwart / als Zukunft sehe.“ Lacan nennt es antizipierte Nachträglichkeit, was hier zur zweiten Strophe wurde und wofür es in der deutschen Grammatik das Futur II gibt: es wird gewesen sein. Aber was ist das für ein Stoff im Gedicht, der gewesen sein wird und sich im Moment eines Blickes auf „die gerissenen Wände, / die kalten Hände / der alten Frau am Straßenrand“ (ja, „kalte Hände“ kann man „sehen“, wenn sie blau angeschwollen sind) bis zum Schlusssatz (der zugleich auch die einzige Gewissheit im Textganzen bildet: „Allein die Toten / werden uns vermissen.“) entfaltet?

Wir wissen, dass im Wahrnehmungsspektrum eines Individuums der Modus für Gegenwart bei drei bis fünf Sekunden liegt; alles davor oder danach wird durch ein symbolisches Raster der Erfahrung oder Erwartung gefiltert. Das nun ist für dieses Gedicht insofern relevant, als es diesen festen Punkt eines Gegenwartsbildes tatsächlich gibt und er auch ganz konkret und topologisch erscheint. Zugleich aber friert dieser Moment des Sehens und Gehens ein unendliches Verweisungssystem aller Zeitformen ein, das von einer erschreckenden Unabschließbarkeit der Geschichte berichtet. Ebenso, wie wir einerseits und rational gut begründet in Abschlüssen denken, bleiben die Körper, die immer zu einer Historie gehören und politisch kontextuiert sind, von jener Erregung durchströmt, die sie einmal affektiv ausgefüllt hat (sagt mir das Gedicht). Und wenn es diese Reproduktion von Vergangenem nun auch persistent gibt, kann nur der Tod die Spirale ins Unendliche stoppen – er aber steht bereits hinter aller Semantik und verschließt sich jedem Verständnis.

Fokussiere ich mich noch näher heran, entdecke ich natürlich den mir biografisch zugeordneten politischen Raum, der DDR hieß und den ich, wie sehr ich mich auch winden und es verabscheuen mag, nicht abstreifen und loswerden kann. Und das ist der Finger in der Wunde auf einem Gemälde von Caravaggio: Ich möchte nämlich nicht. Ich möchte nicht und nie mehr daran denken, was wie und warum geschah, und immer, sobald ich ein Gedicht oder einen

Um kurz vor sieben ist der Saal voll. Das Publikum ist anders als sonst bei Lesungen. Mehr Männer, mehr junge Leute. Nur der Platz ganz rechts außen in der ersten Reihe ist noch leer. Irgendwie fühle ich mich versetzt. Ich trete vor die Tür: nichts, kein Mensch, nur der freundliche Polizist mit seinen Kollegen. Doch, da: In der Ferne taucht eine Gestalt auf, die sich mit hektischen Schritten der Bibliothek nähert. Ein älterer Herr, tatsächlich rotgesichtig, aber nicht so dick wie erwartet. Er wirft mir einen grimmigen Blick zu, grüßt die Polizisten nickend, wie ungeliebte Nachbarn, und geht zum Eingang. Er zögert kurz und dreht sich dann um. Er holt zwei Hälften eines Papiers aus der Jackentasche und geht damit zu den Polizisten. Das habe er heute in seinem Briefkasten gefunden, es sei eine Schande. Offenbar hat er das Blatt zerrissen, aber dann doch nicht weggeschmissen.

„Das liegt uns schon vor“, sagt der freundliche Polizist, „es wurde auch schon Anzeige erstattet.“

• • Ihr sollt euch nicht empören, ihr sollt wissen, was passiert ist. Das war der Geist, in dem Ulrich Herbert im Wintersemester 1996/97 ein Hauptseminar zum Holocaust gegeben hatte. Weil ich auf Veranstaltungen wie dieser Empörung fürchte, Empörung über etwas, das sich nicht mehr ändern lässt, lese ich zu Beginn eine Stelle, in der von diesem Seminar die Rede ist: „Herbert wusste viel, er dachte scharf – und er konnte erzählen. Besonders beeindruckt waren wir, als er vom sogenannten Blutsontag in Stanislau berichtete. Am 12. Oktober 1941 hatten im ostgalizischen Stanislau deutsche Sicherheitspolizisten, unterstützt von Kräften der einfachen Ordnungspolizei, die örtlichen Juden zum Friedhof getrieben, sie gezwungen, ihre eigenen Gräber auszuheben und sich auszuziehen, um sie anschließend zu erschließen. Zehntausend an einem Tag. Vor den Augen der Bevölkerung und den Kameras deutscher Wehrmachtssoldaten.“

Während ich das vortrage, schwillt draußen Lärm an, ein hasserfülltes Fauchen und Brüllen brandet gegen die Mauer, die uns von der Straße trennt. Ich muss meine Stimme heben, um hörbar zu bleiben, und fahre fort: „Die Schilderung war kein Selbstzweck. Sie vermittelte Wissen. Der Völkermord war grausame, blutige Handarbeit. Seine Durchführung erforderte viel Personal. Er begann an abseitsigen Orten als improvisiertes Gemetzel. Er war nicht geheim.“ Dann ist Ruhe. Der freundliche Polizist hat seine Arbeit gemacht.

Nach der Lesung spricht mich ein Stadtverordneter der Fraktion Grüne/FDP an. Ob ich die schaurige Gleichzeitigkeit von Text und Realität auch bemerkt hätte. Habe ich. Aber war es denn real? War es mehr als abgründig schlechtes Theater? Waren wir nicht Teil einer intakten Provinzgesellschaft? Ständen um uns herum nicht die Bürger, junge und alte, mit den Müttern und Vätern der Stadt, den Vertretern von Union und SPD, von Linken und Grünliberalen, in vielstimmigem Geplauder beim Wein zusammen? Wurde nicht schon wieder gelacht? Und ist es nicht verrückt, dass zwanzig Leute eine ganze Stadt in Atem halten? Und 20 000 ein ganzes Land? Haben wir denn sonst keine Probleme? Nein, 2015 ist nicht 1933. Und Herr Matischent ist nicht, nun ja.

Sein Platz war leer gelieben. Siehste, hat sich nicht getraut, hieß es nun. Mag sein. Aber vielleicht war ihm auch nur bewusst, dass sein Schatten unendlich viel eindrucksvoller ist als seine Erscheinung. Vielleicht hat er einfach nur seine stärkste Rolle gespielt: als Geräuch.

Kurt Drawert: „Idylle, rückwärts“. Gedichte aus drei Jahrzehnten. Verlag C. H. Beck, München 2011. 272 S., geb., 19,95 €.

Zuletzt ist von Kurt Drawert erschienen: „Spiegelland“. Roman. Prosa & Material. Luxbooks, Wiesbaden 2015. 580 S., br., 24,80 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.